

Rede von Andrea Nahles, Bundesministerin für Arbeit und Soziales

Der Mensch in Mittelpunkt - Politik und Kirche in gemeinsamer Verantwortung

Festvortrag anlässlich der Eröffnungsveranstaltung der Pädagogischen
Woche des Erzbistums Köln am 26. Oktober 2015 im Maternushaus in Köln

Verehrter Herr Erzbischof Kardinal Woelki,
sehr geehrter Herr Dr. Meiering,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

zunächst meinen herzlichen Dank, Frau Dr. Schwarz-Boenneke, für Ihre freundliche
Begrüßung!

„An die Ränder gehen“ - Aufbrechen zur Mitte -

diese Überschrift haben Sie über Ihre Pädagogische Woche gesetzt. Ränder? Mitte?
Wo sind diese Ränder? Und wer bestimmt die Mitte?

Meist empfinden wir uns als Mitte: Wir, die Leistung bringen, die Verantwortung tragen, die
mitten im Leben stehen. Und am Rande stehen die, die mit Armut zu kämpfen haben, die
von Krankheit, Not und Verfolgung betroffen sind, einsame Menschen. Menschen, die
unsere Hilfe brauchen.

Doch wenn ich mich in die Mitte stelle, anderen den Platz am Rand der Gesellschaft zuweise
- verletze ich damit nicht ihre Menschenwürde? Wenn ich mich selbst als drinnen und sie als
draußen verstehe, ist das nicht anmaßend? Macht das nicht den Kontakt auf Augenhöhe,
eine echte Begegnung zumindest sehr schwer? Oft merken wir erst spät, in wie vielen
Begriffen und Etiketten schon Diskriminierungen stecken. Wir nutzen sie im politischen
Raum - und erst, wenn wir mit den Menschen, die wir so bezeichnen und benennen, selbst
ins Gespräch kommen, wird klar, dass wir uns über sie stellen, über die „sozial Schwachen“
oder die „Bildungsfernen“.

Obdachlose, Arme, Langzeitarbeitslose, behinderte und psychisch kranke Menschen - zu oft
definieren wir sie nur über eine Eigenschaft. Wie mit einem Brennglas bündeln wir all unsere
Aufmerksamkeit auf ein Defizit, auf die Abweichung von einer Norm, und verlieren den
ganzen Menschen aus dem Blick - mit allen Fähigkeiten, mit Antrieb und Willen. Gleichzeitig
können wir keine Politik betreiben, ohne Gruppen zu definieren und dann auch Begriffe zu
verwenden. Auch wenn die Abgrenzung einer Gruppe schon zu Ausgrenzung führt, den
Menschen eine Stellung im Gegenüber zur Mehrheitsgesellschaft zuweist.

Wir hören von Menschen, die sich schon lange vergeblich um Arbeit bemühen, dass sie
satt haben, nur als Arbeitslose wahrgenommen zu werden: in den Medien, in den Jobcentern,

irgendwann auch im Freundeskreis. Manche versuchen, ihre Arbeitslosigkeit darum geheim zu halten und berauben sich damit selbst ihrer Ansprüche.

Wir hören in diesen Tagen auch von manchen Flüchtlingen, dass sie als Person völlig aus dem Blick geraten. Was sie erlebt und durchgemacht haben, was sie aufgegeben und zurückgelassen haben, geht unter allein in der Frage nach Status, Verfahren, Herkunfts- und Transitstaaten. Oder nach den Grenzen der Aufnahmefähigkeit. Das Dilemma ist: Ohne solche Definitionen gibt es keine besonderen Rechte, keinen besonderen Schutz und keine besondere Hilfe. Aber wo bleibt der Mensch?

Wo sind die Ränder und wo ist die Mitte? -

Das ist eine politische Grundsatzfrage. Es ist aber auch eine Frage, die meinen Glauben angeht. Als Christin, als Katholikin weiß und glaube ich:

Gott ist die Mitte. Und er hat sich aufgemacht, er ist selber aufgebrochen und er hat die Verhältnisse aufgebrochen. Gott ist in Jesus in unsere Mitte gekommen. Wenn wir fragen, wie und wo wir ihm begegnen können, dann führt uns das zum Beispiel zum Ende des Matthäus-Evangeliums.

Dort heißt es dazu in Kapitel 25:

„Ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen.“

Dort überall, bei den Menschen, die das erleben, da bin ich zu finden. Das sagt Jesus. Und genau darauf weisen ja auch die Führungs-Zeichen im Motto der Pädagogischen Woche hin: hinauszugehen aus der eigenen Bequemlichkeit und den Mut zu haben, an die Ränder zu gehen. Als Kirche - so fordert Papst Franziskus - als Christin und Christ. Es ist dieses Kapitel des Matthäus-Evangeliums, dieses Jesus - Ich, das uns aufweckt.

Wieder sind wir bei den gleichen Menschen angelangt - aber diesmal begegnet uns Gott in ihnen. Das gibt ihnen Würde. So habe ich versucht, mich diesem sperrigen Motto zu nähern. Christin war ich lange, bevor ich Politikerin wurde. Mein Vater hat den Kirchenchor geleitet, meine Mutter engagiert sich im Verwaltungsrat der Gemeinde. Mit neun Jahren schon bin ich Messdienerin geworden - damals war das für Mädchen etwas Besonderes. Ich bin katholisch groß geworden und in die Kirche hineingewachsen. Aber ohne die Religionslehrerinnen und Religionslehrer, die mir begegneten, hätte ich vielleicht den Weg aus dem Kinderglauben in das, was ich heute als meinen Glauben ansehe, nicht geschafft.

Ich kann das deshalb so sicher sagen, weil ich durch einen Jugendgesprächskreis, den ein Religionslehrer auf der Realschule in Mayen gegründet hat, zum ersten Mal so etwas wie Einkehrtage erlebt habe. Wir sind z. B. auch nach Taizé gefahren. Ich habe neue Wege gefunden, neue Begegnungsmöglichkeiten mit Gott, mit Gemeinschaft. Und eine dieser

Touren ging dann auch zu Franz Kamphaus, dem früheren Bischof von Limburg. Ein Satz von ihm hat mich sehr bewegt, hat mich beeindruckt und seit dem Tag bis heute auf meinem Weg begleitet.

„Mach es wie Gott: Werde Mensch!“

Mach es wie Gott: Werde Mensch! - Ein Satz, der mich auch heute noch und immer wieder anstößt. Es ist ein kleiner Satz. Es ist nicht schwer, ihn zu behalten. Und es ist ein großer Satz, der befreit und bewegt. Ein Satz, der theologisch tief wurzelt und zugleich alltäglich konkrete Konsequenzen hat. Gerade auch darin, die Menschen zu sehen. Im Gegenüber, aber auch in denen, für die ich Politik mache. Und eben auch mit ihnen Politik zu machen. Wer selber Mensch ist, lässt auch andere Menschen sein. Die Autonomie und Selbstachtung des anderen zu respektieren und Sorge für den anderen zu tragen, das macht Menschsein für mich aus. Menschsein bedeutet für mich ganz konkret Begegnung auf Augenhöhe, dem anderen zuhören, Mitgefühl empfinden und die Hand reichen in der Not und in der Freude. Niemand ist eine Insel. Der Mensch braucht zum Menschsein die Gemeinschaft. Den Zusammenhalt in der Gesellschaft zu stärken und immerfort dem Gemeinwohl verpflichtet zu sein, das ist für mich die zentrale Aufgabe in der Politik. Aber das ist eben nicht ganz leicht. Politik allein steht vor dieser Aufgabe letztendlich auch ziemlich hilflos da. Die Verantwortung ist eben breiter. Und deswegen ist es so wichtig, dass Sie mir die Frage gestellt haben, worauf Kirche und Politik ihren Blick lenken müssen und nicht nur: Worauf muss Politik ihren Blick lenken. Worauf müssen wir gemeinsam unseren Blick lenken?

Eines springt da natürlich sofort ins Auge, das uns alle beschäftigt: Die Menschen, die auf der Flucht vor Terror, Gewalt und Bürgerkrieg Zuflucht bei uns suchen. Und eine bessere Zukunft. Das fordert uns alle ganz unmittelbar heraus, weniger Mitte der Gesellschaft als vielmehr Mensch zu sein. Nicht nur zu fragen: Was ist den Menschen in Deutschland noch zuzumuten? Sondern auch daran zu denken: *„Ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen.“* Mein Ziel, für das ich arbeite, ist: Aus Flüchtlingen sollen bald Nachbarn und Kollegen werden.

Verehrter Kardinal Woelki, hier im Erzbistum Köln arbeiten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas, aber vor allem auch viele ehrenamtliche Helferinnen und Helfer mit großem Einsatz für die „Aktion Neue Nachbarn“.

Vielen Dank für dieses großartige Engagement!

Ich meine, genau darum geht es: Nicht nur „den Flüchtling“ zu sehen, sondern den ganzen Menschen - mit seiner Geschichte, mit dem, was er jetzt gerade braucht, aber auch mit seinem Potenzial, mit seiner Zukunft.

Und ich bin überzeugt: Die beste Zukunft für alle können wir erreichen, wenn wir sie als gemeinsame Zukunft sehen und angehen.

Ich habe in Köln letzten Donnerstag in einer Erstaufnahmeeinrichtung ein Beratungsgespräch der Bundesagentur für Arbeit miterlebt. „Early Intervention“ nennen wir das so schön neudeutsch. Und ich habe das dort einmal unmittelbar miterlebt und gespürt. Da kommt ein syrischer Kinderarzt, der war so verängstigt, das kann man sich gar nicht vorstellen. Das war für ihn Obrigkeit. Ich weiß nicht, was für Erfahrungen er gemacht hat. Wir haben keine Angst davor, zu der Bundesagentur für Arbeit zu gehen, um ein Beratungsgespräch zu führen. Vielleicht fühlt man sich da nicht besonders wohl, aber mehr ist es ja nicht. Der aber saß da, war völlig fertig und hatte Angst. Und es gelang erst sehr mühsam am Ende, als ich „shukran“ gesagt habe, das arabische Wort für „danke“, dass er etwas entspannter wurde. Da hat er zum ersten Mal gelächelt in dem ganzen Gespräch. Danach kam ein junger Syrer, Chemiker, das krasse Gegenteil, ganz frei, locker. Es war ganz interessant zu sehen, dass hinter diesen Flüchtlingen eben sehr unterschiedliche Menschen stehen. Viele Eritreer wollen Kfz-Mechaniker werden, weil das in ihrem Land ein anerkannter Beruf ist, der die Familie ernährt. Das war sehr spannend. Da wird es dann konkret. Das ist nichts Abstraktes, sondern das ist das, was wir hier erleben.

Vielleicht haben Sie an Ihren Schulen Willkommens- oder Integrationsklassen eingerichtet. Jedenfalls erleben Sie aber im Unterricht viele Fragen ihrer Schülerinnen und Schüler. Wenn die Kinder selbst nicht alarmiert sind, viele Eltern werden es sein. Die Kinder spüren die Ängste, Befürchtungen, schnappen Sätze auf. Besonders im Religionsunterricht haben Sie Zeit und Gelegenheit, tiefer darüber zu sprechen, zu hören, diskutieren: Was heißt das für meine, für unsere Zukunft?

Ich gehe da nicht naiv und wirklichkeitsfremd heran. Ich weiß, es gibt Sorgen und Fragen. Ich weiß: Wir stehen vor einer großen Aufgabe. Es geht dabei nicht allein um die, die heute als Flüchtlinge zu uns kommen, es geht um uns alle:

Wie zeigt sich unser Land angesichts der großen Herausforderung, wie packen wir die Zukunft an?

Bauen wir gemeinsam an einer guten Zukunft?

Wir wissen längst, dass wir weniger werden und älter. Schon heute werden in manchen Berufen und Regionen Fachkräfte händeringend gesucht, das wird an Dynamik zunehmen. Die Menschen, die jetzt zu uns kommen, können etwas ändern, können den entscheidenden Unterschied machen!

Wir haben etwa eine Million offene Stellen in Deutschland und trotzdem ist da viel zu überwinden, wenn der Neustart in Deutschland gelingen soll. Das fängt mit dem an, was für uns alle ganz selbstverständlich ist:

Frieden, Freiheit, ein funktionierender Staat. Viele haben das vorher nicht erleben dürfen. Aber wir bemühen uns auch um eine gute Starthilfe. Um Hilfe, sich zurechtzufinden und zurechtzukommen. Was können sie, wie können wir es gemeinsam schaffen? Ganz

wesentlich sind Sprachkenntnisse. Deshalb haben wir jetzt entschieden, möglichst früh Sprachkurse mit Praxis und betrieblicher Praxis zu verbinden. Nicht zuletzt sichern wir den Lebensunterhalt dieser Familien, bis es gelingt, für sich selbst und die Familie zu sorgen. Das bieten wir an.

Und dafür nehmen wir auch in die Pflicht. Denn Solidarität gründet auf Gegenseitigkeit. Eine gute gemeinsame Zukunft braucht die Verantwortung aller füreinander. Nur wer unsere Sprache lernt, wird hier auch eine Heimat finden. Nur wer bereit ist, sich anzustrengen und Eigenverantwortung zu übernehmen, hat die feste Zusage von Unterstützung und Hilfe. Nur wer das Zusammenleben im demokratischen Staat ernst- und annimmt, wer die Bindung an unsere Verfassung, das Grundgesetz und die Regeln, die wir gemeinsam auf demokratischem Wege aushandeln, die für uns alle gleichermaßen gelten, ernsthaft eingeht, kann sich auf deren Schutz und Sicherheit verlassen. Das heißt für mich ganz klar, dass in Deutschland die Bindung an Familie und Religion in unserer Verfassung geschützt ist, dass sie jedoch nicht über der Würde anderer Menschen steht und auch nicht über der Verfassung.

Das alles kommt nicht von selbst, das wird uns alle gemeinsam kräftig fordern. Viele wissen gar nicht mehr, was Religion und religiöse Überzeugung ist. Wie sollen sie dann diese Leute verstehen, die zu uns kommen, die möglicherweise ganz andere Leidenschaft für ihre Religion mitbringen? Auch da sehe ich eine wichtige Aufgabe, gerade für Sie als Religionslehrerinnen und Religionslehrer – sofern es den Religionsunterricht gibt! Ich komme gerade aus Berlin, da ist das ja schwieriger, aber als Rheinland-Pfälzerin kann ich da ja auf eine gute Kultur verweisen.

Kirchen und Werke wie die Caritas erleben schon, wie groß allein der Bedarf ist, die Menschen jetzt alle menschenwürdig unterzubringen und zu versorgen, die Kinder zu betreuen und zu beschulen. Da ist viel zu tun. „Da kommt die Nahles und will auch noch, das wir uns mit Religion beschäftigen?!“ – ich verstehe das. Wir haben jetzt akut ganz andere Probleme. Aber wenn ich überlege, wie kriegen wir das hin in der Zukunft und wie kann die Integration gelingen, dann ist das eben auch eine kulturelle Frage, die wir miteinander klären müssen. Die wir miteinander auch thematisieren müssen.

In Deutschland gibt es aber auch schon viele Menschen, die Hilfe brauchen, die ihr Leben noch einmal neu in die eigenen Hände nehmen wollen, die sich abgehängt fühlen durch einen Bruch in ihrem Leben. Meine Überzeugung ist, wer einen Neustart in Deutschland wagt, hat die Chance verdient, ihn auch erfolgreich zu schaffen. Egal woher er kommt, egal was vorher war.

Ein Bruch im Leben – das ist für viele eben Arbeitslosigkeit. Und Bruch im Leben – das ist eben dann oft auch der Verlust an Freunden. Wir haben über 400.000 Menschen, die länger als vier Jahre arbeitslos sind. Bei einem unserer neuen Programme zur Bekämpfung der

Langzeitarbeitslosigkeit geht es daher nicht mehr nur um die Integration in den ersten Arbeitsmarkt, sondern um soziale Teilhabe. Da geht es wirklich darum, dass Leute, die vielleicht 5, 6, 7 Jahre „draußen“ sind, überhaupt wieder das Gefühl haben, gebraucht zu werden, Aufgaben zu bekommen, und das eben nicht nur mit dem Fokus schneller Vermittlung in den ersten Arbeitsmarkt. Denn das ist eine Möhre, die man ihnen vor die Nase hält und die sie nicht erreichen werden.

Zum ersten Mal seit Jahrzehnten hat sich das Bundesarbeitsministerium gegen das Bundesfinanzministerium durchgesetzt und hat ein Programm aufgelegt für soziale Teilhabe, für, sagen wir vielleicht 10.000 Leute, die da jetzt reinkommen können, die wollen wir in unsere Gesellschaft integrieren und nicht in erster Linie mit 6-Wochen-Maßnahmen in den ersten Arbeitsmarkt, denn das halten wir für unrealistisch. Wir prüfen natürlich. Und wenn die Leute sich stabilisiert haben, und wenn sie wieder Tritt gefasst haben, wollen wir sie natürlich auch vermitteln.

Arbeitslosigkeit führt ja nicht dazu, dass die Menschen nicht mehr gebraucht sein wollen. Sie dürfen es nur nicht mehr, weil sie auf dem ersten verwertbaren Arbeitsmarkt nicht mehr funktionieren. Das kann es eigentlich nicht sein, das ist meine tiefe Überzeugung. Und deshalb haben wir diesen Ansatz gewählt.

Sie haben mich gefragt: Wo ich hinsehe. Und das soll nun mein letztes Thema für heute sein:

Auf die Veränderungen, die Transformationsprozesse, die durch die Digitalisierung ausgelöst werden. Ich habe ein Grünbuch vorgelegt, und wir wollen im nächsten Herbst ein Weißbuch vorlegen. Das bedeutet, wir wollen uns in Antworten zu wichtigen nationalen Fragen versuchen und in der Zwischenzeit über ein Jahr Gespräche führen. Das machen wir gerade.

Ich komme zu Bosch in Stuttgart und da sind dann die Roboter jetzt aus den Käfigen. Das ist jetzt kein Witz. Die waren bisher in Käfigen, weil das aus Sicherheitsgründen notwendig war. Aber der Roboter – den nannten die Kollegen ‚Schorsch‘ – der saß da mittendrin und übte sehr monotone Tätigkeiten aus. Und wenn man dann irgendwie zu nahe ran kam, hörte er auf – zur Sicherheit. Er übernimmt jetzt die Tätigkeit eines ganzen Kollegen, der bisher diese monotone Tätigkeit gemacht hat.

Macht das nicht Angst, denen die da sind? Der Betriebsratsvorsitzende sagt: „Nein, eigentlich nicht! Das bringt Produktivitätssteigerung und Produktivitätssteigerung heißt Arbeitsplatzsicherung in Deutschland.“ Der Kollege, der neben ‚Schorsch‘ saß, war ein ganz normaler Mechaniker, musste aber eine Weiterbildung machen, um mit dem Kollegen ‚Schorsch‘ und anderen weiter arbeiten zu können. Wegen Kontrolle und Systemsteuerung. Das hatte er alles in seiner Ausbildung nicht gelernt.

Ich komme in eine Firma, die macht Schichtdienst und da fummeln die Arbeiter die ganze Zeit auf ihren iPads herum. Schicht-Doodle. Die haben sich ihre eigenen Schichten über Apps eingerichtet. Und da denkt man, Digitalisierung hat nur was mit Bürojobs zu tun – von wegen! Der Arbeitnehmer konnte eintragen, wenn er nicht erreicht werden wollte, wenn er keine Schichten machen wollte, weil vielleicht der Kindergeburtstag ist oder was auch immer. Auf meine Frage, ob das denn funktioniert – der Werksleiter war gerade weg – sagte der Arbeitnehmer: „Ja, und jetzt dürfen wir auch die Handys mit in den Betrieb nehmen, das war vorher verboten, das finde ich gut“.

Es ist also nicht so schwarz-weiß: „Oh, da kommt eine große Digitalisierungswelle über uns!“ Die Leute nehmen das oft an, bauen es in ihren Alltag ein, aber wir denken manchmal nur über ein Abschirmen nach.

Aber ja, wir müssen auch über Schutz nachdenken. Denn wir haben eine Zunahme von psychischen Erkrankungen. In den letzten 10 Jahren haben wir eine Verdoppelung des Ausfalls von Arbeitstagen durch psychische Erkrankungen. Der durchschnittliche Mensch, der in Erwerbsminderung geht, ist nicht mehr 58 und Bauarbeiter - damit fing es an, als ich Ende der neunziger Jahre Arbeitsmarktpolitik machte. Sondern er ist 49 und psychisch erkrankt. Das ist mittlerweile der durchschnittliche Einstieg in die Erwerbsminderungsrente in Deutschland. Ich will hier also nichts schönmalen, sondern hinschauen und die Zusammenhänge sehen.

Und ich würde gerne darüber auch mit Ihnen ins Gespräch kommen. Wir werden jetzt die *Futurale*, ein Filmfestival, hier in Köln starten, wo es um die Veränderung in der Arbeitswelt geht. Wir haben uns überlegt, wie kriegen wir das aus der Fachdebatte raus. Wie können wir das einfach mit Bürgerinnen und Bürgern diskutieren?

Ich möchte Ihnen von einem Film erzählen, der mich dann wieder an das Ende der Politik führt, an meinen Rand. Das ist ein Film der heißt: „Ik ben Alice“. Das ist ein niederländischer Film. Er begleitet einen Pflegeroboter namens Alice, der ältere Damen in ihren Wohnungen besucht. Alice spricht mit den Menschen, er ermuntert sie zur Bewegung oder leistet einfach nur Gesellschaft. Sie müssen sich diesen Film einmal anschauen! Sie gehen danach mit ambivalenten Gefühlen raus. Diese Interaktion, dieser technische Fortschritt, das ist eine Herausforderung an das Menschsein überhaupt. Es ist wie ein Blick in die Zukunft am Beispiel einer kleinen Puppe, die aber eine persönliche Beziehung, so scheint es, zu diesen Menschen aufbaut, oder umgekehrt, besser die Menschen zu diesem Roboter.

Es dauert leider noch ein bisschen, bis das Filmfestival nach Köln kommt am 09.-15. Juni 2016. Es sind wirklich für mich Punkte, da müssen wir hinschauen. Die führen wieder an den Rand dessen, was ich politisch beantworten kann. Ich kann schützen, wo Überforderung ansteht, ich kann ermöglichen, wo Weiterqualifizierung notwendig ist im Zusammenhang mit der Digitalisierung, ich kann auch Ängste nehmen, wenn zu unwölkt darüber geredet wird,

was für Jobverluste uns drohen. Aber Mensch / Maschine, das ist eine Schnittstelle, da komme ich am Ende nicht alleine zu Antworten, jedenfalls politisch nicht.

Ich möchte einladen, da auch mal hinzusehen, weil ich glaube, dass dies ein wichtiger Punkt ist. Wir bieten dieses Filmfestival in kürzerer Form auch für Schulen an. Es wäre auch eine Möglichkeit für Sie, sich dem Thema einmal zu stellen, entweder unter dem Aspekt Mensch / Maschine oder auch unter dem Aspekt „Wie sieht eigentlich deine Arbeit in Zukunft aus?“

Das ist nämlich das, wo wir die jungen Menschen ein Stück weit mitnehmen müssen, worauf die sich einstellen müssen. Nämlich anzuerkennen und zu sehen, wie sich etwas verändert.

Dazu lade ich ein, dazu haben wir auch viele Materialien anzubieten.

Es ist so kurz wie schwer: „*Mach es wie Gott: Werde Mensch!*“

Vielen Dank!